

Drei Plädoyers für Aufklärung, Toleranz und Streitkultur

Wie neutral müssen Bibliotheken sein?

von **THOMAS BÜRGER**

Die Demonstrationen von Pegida und Legida in Dresden und Leipzig sind seit Monaten Tagesthemen in allen Medien. Journalisten und Wissenschaftler versuchen die Aussagen, Ursachen und Wirkungen dieser Protestbewegungen zu ergründen: wer steckt hinter den demonstrierenden Gruppen, was sind unter den vielen Botschaften der Unzufriedenheit und Angst ernst zu nehmende Kritikpunkte und Forderungen? Inzwischen gibt es Auflösungserscheinungen in den Organisationskomitees, viele Demonstranten wechseln vom Protest auf der Straße zum Gespräch in Diskussionsforen – die Zukunft der Bewegung ist jedoch noch völlig offen.

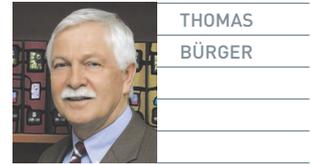
Für Wissenschaftsstandorte wie Dresden und Leipzig war und ist die Wirkung der Proteste schlicht verheerend. Die Zurschaustellung fremdenfeindlicher Ressentiments, überwunden geglaubtes Mitläufertum bürgerlicher Schichten mit zwielichtigen Hasardeuren, Attacken gegen Journalisten aus aller Welt, medial inszeniert vor großer Kulisse wie dem Dresdner Theaterplatz oder dem Leipziger Augustusplatz – dies alles ist keine Einladung, sich in Sachsen wohl zu fühlen. Die neuen Rufe „Wir sind das Volk“, 1989 das Motto der ersten friedlichen Revolution in Deutschland, richteten sich nun nicht nur gegen die Regierung und die Medien, sondern ganz offensichtlich auch gegen Ausländer und Asylanten. Dies registrierte die Weltpresse sofort und erinnerte an die unrühmliche Dresdner Tradition von Neo-

Nazi-Aufmärschen rings um den 13. Februar. Ausgrenzungen von Menschen sind in einem Bundesland wie Sachsen ohne nennenswerten Anteil ausländischer Bewohner und einem hohem Bedarf an Einwanderung und ausländischen Investitionen nicht nur unverständlich und unklug, sie widersprechen den Geboten der Verfassung und der längst gelebten Praxis des Miteinander, insbesondere an Orten wie Universitäten, Forschungs- und Kultureinrichtungen und Bibliotheken.

Am 5. Dezember 2014 rief die SLUB deshalb auf ihrer Webseite zu einem Sternlauf für ein weltoffenes Dresden auf, gemeinsam mit der Technischen Universität und den DRESDEN-concept-Partnern aus Forschung und Kultur. Mehr als 13.000 Views und eine Debatte im SLUBlog folgten: Bildung müsse unpolitisch sein, ein Hort der Bildung werde mit einem solchen Aufruf zur politischen Steuerung missbraucht, so die Forderung der einen – eine Gegendemonstration sei überfällig, einen vernünftigen öffentlichen Diskurs forderten die anderen. Nach dem Attentat auf die Journalisten von Charlie Hebdo in Paris sah sich die SLUB am 8. Januar 2015 erneut aufgerufen, Stellung zu beziehen: „Wir sind Charlie – Bibliotheken stehen für die Freiheit der Information“. Erneut kam sofort Kritik: „Die TU darf nicht Politik betreiben – bitte bleiben sie neutral“, schreibt „Dr“ im ersten Blog-Kommentar, und „Rike“ antwortet: „Ich finde es gut, dass öffentliche Institutionen wie die SLUB für Menschlichkeit, Tole-

ranz, Vielfalt und Werte wie die Meinungsfreiheit entstehen.“ Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sächsischer Bibliotheken beteiligten sich individuell an Kundgebungen, in Leipzig die Mitarbeiter des Handschriftenzentrums etwa mit einem Transparent „Ex oriente lux“. Plakatierungen oder Durchsagen in den Bibliotheken, wie von den engagierten Studierenden mehrfach gewünscht, haben wir jedoch abgelehnt. Dies würde die Arbeitsruhe und das notwendige Maß an Neutralität dann doch stören. Auch wollen die vielen ausländischen Leser in den sächsischen Bibliotheken nicht täglich daran erinnert werden, woran eine lautstarke Minderheit offensichtlich erinnert werden

muss: Wir sind alle Ausländer, fast überall. Dass Bibliotheken für Grundwerte einstehen und ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Haltung zeigen müssen und wollen, verdeutlichen die beiden folgenden Beiträge: Ein Essay von Dresdens Kulturbürgermeister Dr. Ralf Lunau über Menschenrechte und Bibliotheken, und eine Erinnerung an einen der besten Köpfe aus Sachsen, den streitbaren Aufklärer und Bibliothekar Lessing, verfasst von Professor Ulrich Johannes Schneider, Direktor der Universitätsbibliothek Leipzig.



THOMAS
BÜRGER

Die Würde des Menschen ist unantastbar

von RALF LUNAU

Die Würde des Menschen ist unantastbar. Selten vermögen es Juristen, so erhellend und mit poetischer Wucht, Regeln zu formulieren, die weit über den Horizont von Anwaltsurteilen und Urteilsbegründungen hinausweisen. Doch bei diesem ersten Satz unserer Verfassung gelang dies und aus ihm lassen sich noch heute die traumatischen Erfahrungen nationalsozialistischer Verfolgung und Vernichtung sowie eines auf Unterwerfung und Ausrottung zielenden Krieges erspüren. Dieser Satz leitet den Kanon der sich ihm anschließenden Grundrechte wie ein Fanfarenstoß ein: Aufmerksamkeit gebietend, unwiderleglich. Doch wie das mit Glaubensbekenntnissen zu gehen pflegt: zuweilen müssen sie buchstabiert werden, um ihre Wirkung zu entfalten. Auch dieses Credo unserer gesellschaftlichen Ordnung, unseres Grundgesetzes, dessen Schutzwirkung wir alle genießen, teilt dieses Schicksal und steht zugleich dafür zur Verfügung. Die aufgewühlte, polarisierte, emotionsgeladene und zuweilen unübersichtliche Situation in unserem Land, in unseren Städten zwingt uns geradezu, uns dieser gemeinsamen Grundvereinbarung genauer zu widmen. Vermutlich haben wir es alle allzulange in eigener Sache nicht getan.

Menschenrechte sind unteilbar

Die Würde des Menschen ist unantastbar. – Die Bedeutung dieses Satzes basiert nicht auf seiner Allgemeinheit, sondern auf jedem konkreten Fall seiner Anwendung, insbesondere wenn er zum Widerspruch reizt. Natürlich meint dieser Satz jeden Menschen unabhängig von Herkunft, Rasse, Religion, Hautfarbe, sexueller Orientierung, intellektuellen oder körperlichen Einschränkungen. Er schützt neben der Würde eines politischen Asylsuchenden auch die eines Flüchtlings aus wirtschaftlichen Motiven. Selbst ein verurteilter Sexualstraftäter



Marianne, die Nationalfigur der Franzosen, und ein Engel präsentieren die Menschenrechte. Den Text verfasste General La Fayette nach dem Vorbild der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung.

besitzt eine Würde, die ihm niemand zu nehmen berechtigt ist; um einmal eine Gruppe von Menschen zu nennen, bei denen die Verletzung des Prinzips relativ unabhängig von politischen Anschauungen besonders häufig unwidersprochen bleibt. Auch die Würde einer jeden Demonstrantin und eines jeden Demonstranten ist unantastbar. Die Grenze dieses Schutzes besteht allein in ihm selbst. Oder, um es in der Sprache der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte von 1789 zu sagen: „Die Ausübung der natürlichen Rechte jedes Menschen hat nur die Grenzen, die den anderen Mitgliedern der Gesellschaft den Genuss derselben Rechte

sichern.“ Es ist dieselbe Sprache, in der Émile Zola mit seinem Pamphlet „J'Accuse...!“ 1899 in der Dreyfus-Affäre um den Preis der eigenen Verurteilung gegen Antisemitismus Stellung bezog und in der auch heute wieder leidenschaftliche Diskussionen um die Universalität der Menschenrechte geführt werden.

Grundrechte und Bibliotheken

Doch was hat das alles mit Bibliotheken zu tun? Mit einem Hinweis auf die Aufbewahrung und Möglichkeit der Lektüre der großen zivilisatorischen Texte in Bibliotheken lässt sich diese Frage sicher nicht abtun. Bibliotheken stellen Räume für das vielstimmige, manchmal auch unübersichtliche Ringen um die Formulierung solcher grundsätzlichen Gedanken dar, sie sind konstitutiver Teil der Agora, des demokratischen Forums. In der Summe der vielen einzelnen Bücher erlauben sie uns zunächst Einblicke in die Kommunikation der Autoren mit ihren jeweiligen Zeitgenossen und erzeugen über die Lektüre Kommunikation des einzelnen Lesers mit dem Autor, aber auch der Leser miteinander. Eine Vielfalt der Stimmen und Gedanken in allen drei Zeitformen. Als Speicher und Foren des Wissens bilden Bibliotheken zugleich den ganzen Reichtum menschlicher Schöpferkraft, der Gedanken, Erkenntnisse, aber auch ihrer Irrtümer ab: die Substanz und Rechtfertigung jener Würde also, die die Verfassung meint. Im besten Fall klären Bücher – und heutzutage auch alle anderen dort zu findenden Medien – auf, bieten Argumente für eine sachliche, rationale Auseinandersetzung mit den Widersprüchen und Schwierigkeiten, die die konkrete Anwendung



von Prinzipien immer mit sich bringt. Auf welchen verschlungenen Wegen sich Wissen, Kunst und kulturelle Einflüsse dabei bewegen, scheinbar verschwinden und wieder

auftauchen, fasziniert und kann zuweilen ein Gefühl der Demut hinterlassen. Manche der Bücher erscheinen in aktuellen Situationen plötzlich wie Streitschriften. So etwa, wenn John Freely in „Platon in Bagdad“ beschreibt, wie wissenschaftliche Erkenntnisse und Texte der griechischen Antike über das Zweistromland, Indien, die arabische Welt entlang der Südküste des Mittelmeeres, das damals noch muslimische Córdoba nach Paris und Oxford transferiert und weiterentwickelt wurden und wie Kopernikus unter Zuhilfenahme von Beobachtungen und Methoden arabischer Astronomen der Theorie eines griechischen Vorgängers zum Durchbruch verhalf. Oder wenn in Stephen Greenblatts „Die Wende“ die Rettung von Lukrez' Poem „De rerum natura“ allein wegen der Freude an der sprachlichen Schönheit der Verse vor dem Vergessen oder gar der endgültigen Vernichtung geschildert wird. Wie klein und eng erscheinen angesichts solcher historischer Prozesse manche immer wiederkehrenden und auch heute geführten Debatten.

So wie der Grundrechtskatalog bedürfen Bibliotheken als Orte der Aufklärung, des lernenden Umgangs mit der Vielfalt an Erkenntnissen und Meinungen, der Befähigung zu lesen und zu verstehen, des Vertrauens in die Kraft der Diskurse, aus denen sie hervorgegangen sind – einschließlich all ihrer Umwege, Dummheiten, Intrigen und Lügen. In Umberto Ecos Roman „Der Name der Rose“, einer ebenso tiefgründigen wie unterhaltsamen Parabel, sagt Jorge von Burgos: „Die Bibliothek ist Zeugnis der Wahrheit wie des Irrtums.“ Doch statt über die tatsächlichen oder vielleicht nur vermeintlichen Irrtümer zu streiten, will er sie wegschließen, glaubt, sie damit ungeschehen machen zu können. Das fehlende Vertrauen in die Erkenntnisfähigkeiten der Menschen und die aufklärerische Wirkung der Bibliothek in ihrer Gesamtheit, lässt ihn schließlich zum Mörder werden. Und zum Schluss verbrennen alle Bücher.

Bibliothek und Streitkultur.

Was wir von Lessing lernen können

von **ULRICH JOHANNES SCHNEIDER**

Im Winter 2014/15 geht es heiß her auf den Straßen in Deutschland, politische Unruhe breitet sich aus. Es geht um „das Abendland“ und „den Islam“, um „Toleranz“ und „Freiheit der Presse“. Große Worte. Sollen wir Bibliothekarinnen und Bibliothekare auch auf die Straße? Sollen wir nicht nur als Bürgerinnen und Bürger, sondern im höheren Auftrag einer Idee von Bibliothek protestieren? Für was aber oder gegen was? Eine Rückbesinnung auf Lessing ist hilfreich, denke ich.

Wenn Bücher reden könnten

Zunächst ein Wort vorab: Bibliotheken sind Archive des kulturellen Gedächtnisses, das aber keine tote Sache ist. Wenn Bücher reden könnten, wäre es in einer Bibliothek ziemlich laut, denn die meisten stritten miteinander. Die Geschichte der Wissenschaft, der Literatur und der Kultur ist ohne Auseinandersetzung nicht denkbar. Bibliotheken bewahren diesen Streit, sie präsentieren eine Welt von Meinungen und Ansichten, aus Vergangenheit wie Gegenwart.

In einer demokratischen Gesellschaft erfüllen Bibliotheken die wichtige Funktion, die Breite dessen zu vergegenwärtigen, was Menschen an Thesen und Gegenthesen entwickeln, was sie sich ausmalen und wovor sie sich fürchten. Leserinnen und Leser lieben das Abenteuer: Jedes Buch öffnet eine unbekannte Welt. Allerdings ist noch jeder damit zurechtgekommen, und eine freie Meinungsbildung neigt nach aller Erfahrung nicht zu Extremen, viel eher zu Dialog. Das kann man auch von Lessing lernen.

Gotthold Ephraim Lessing, 1729 in Kamenz geboren, leitete die herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel über zehn Jahre lang, bis zu seinem Tod 1781. Der berühmte Schriftsteller verwaltete die Bibliothek nicht nur, er studierte auch darin. Zwei Episoden zeigen, welch kluger Bibliothekar er war.

Tugenden der Aufklärung: Kritik und Streit

Die erste Episode betrifft die berühmte Entdeckung eines verschollen geglaubten Manuskripts aus dem 11. Jahrhundert. Lessing holte aus den Tiefen der Regale das Dokument eines Ketzers hervor: Berengar von Tours. Von ihm wusste man nur durch die Nachrichten von seiner Verurteilung. Die Kirche hatte Berengars Meinung vom Abendmahl abgelehnt und ihn dem Vergessen anheim gegeben. Bis Lessing kam. Er schrieb sofort einen Aufsatz darüber, wie wichtig es sei, eine unterdrückte Meinung aus dem Mittelalter nun besser zu kennen. Lessing lag an der Kritik der kirchlichen Autorität, aber er war selbst kein Ketzler. Berengar wäre es zu Lessings Zeit wohl auch nicht gewesen, sondern vermutlich ein anerkannter Theologe.

Die zweite Episode ist nicht minder gut bekannt und betrifft Lessings Streit mit dem Hamburger Hauptpastor Goeze. Die Zeitgenossen erlebten einen öffentlichen Schlagabtausch von Argumenten. Es ging um die Bibel und ob sie in allen Einzelheiten korrekt berichte. Goeze meinte ja, Lessing meinte wohl nicht. Lessing entfachte den Streit immer wieder neu, indem er aus einem bibelkritischen Manuskript zitierte, das er geheim hielt. Die Kritik war sehr radikal, aber der Autor schon verstorben. Lessing wollte weder diesen Autor denunzieren (den großen Gelehrten Reimarus) noch den Pastor Goeze bloßstellen. Ihm lag an den Argumenten, an der offenen Auseinandersetzung unter bibelfesten Zeitgenossen.

Beide Episoden belegen die bibliothekarische Tugend, die auf Meinungsvielfalt Wert legt und auf gute Gründe im Streit. Das ist es, was wir von Lessing lernen können: Vom Konsens abzuweichen, ist jederzeit schwierig und kostet Nerven. Wie schon Lessings Zeitgenosse Voltaire sagte: „Ich werde dafür kämpfen, dass jeder seine Meinung sagen kann, auch wenn ich sie nicht teile.“ Wie schwer ist das!

Es gibt noch etwas Zweites, was wir von Lessing lernen können: den Respekt füreinander. Denn es geht beim Meinungsstreit nicht um blanke Gegensätz-



Altersbildnis Gotthold Ephraim Lessings.

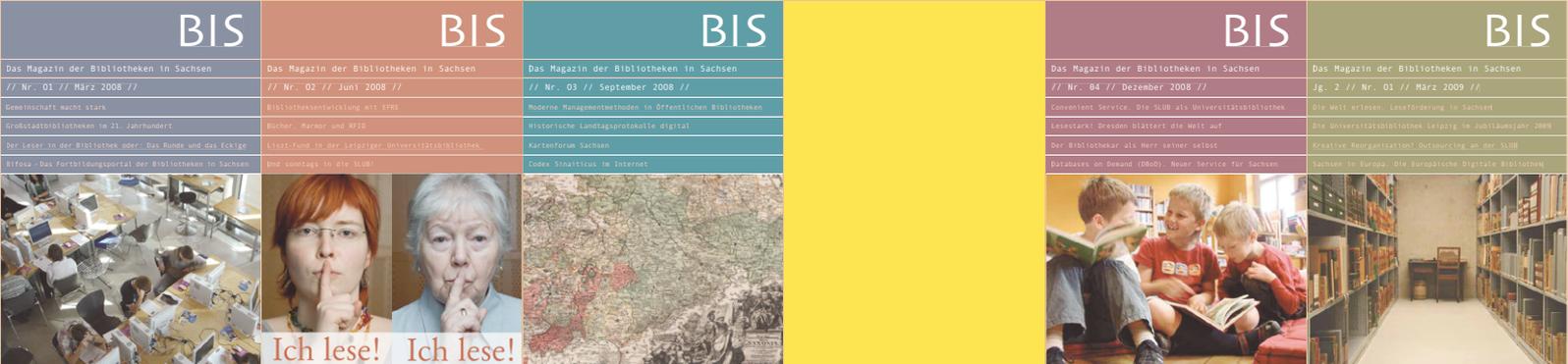
lichkeit, eher um unterschiedliche Auffassungen, die sich im besten Fall nicht gegenseitig ausschließen. Wie die großen Religionen, frei nach Lessing. In seinem Stück „Nathan der Weise“ treten drei Glaubensbekenntnisse – Judentum, Christentum und Islam – personifiziert auf. Ein Drama mit gutem Ausgang. Eine Fiktion und zugleich praktisches Beispiel. Am tolerantesten bei Lessing ist übrigens der Sultan.

Lessings Traum

Und spätestens hier muss ich zugeben, dass im Frühjahr 2015 das Bild der islamischen Führer nicht aus Lessings Traum, sondern aus der Meinungsmaschinerie des 21. Jahrhunderts stammt. Es ist politisch verzerrt, wie alles, was auf der Straße allein verhandelt wird. Ich wünsche mir dennoch, dass Respekt füreinander und gute Gründe im Streit nicht dauerhaft untergehen. Für mich ist die Erinnerung an Lessing ein Mut machendes Beispiel. Und ich weiß auch, dass Bibliotheken Informationen zu allen heute strittigen Fragen bereithalten, und dass sie allen Bürgerinnen und Bürgern jederzeit offenstehen. Das war zu Lessings Zeiten nicht der Fall.



ULRICH
JOHANNES
SCHNEIDER



BIS

Das Magazin der Bibliotheken in Sachsen

Dieser Text (nicht die Bilder) steht unter der
Creative Commons Namensnennung - Weitergabe
unter gleichen Bedingungen 4.0 International Lizenz